

Materialität in der Editionswissenschaft

*Herausgegeben von
Martin Schubert*

Sonderdruck

*aus Beihefte zu editio 32
ISBN 978-3-11-023130-4*

De Gruyter Berlin / New York 2010

Michael Stolz .

„Copying processes“

Genetische und philologische Perspektiven

Es ist verführerisch, handschriftliche Tradierungsprozesse mit molekularbiologischen Vorgängen zu vergleichen. In beiden Sparten finden Kopiervorgänge statt, die in hohem Maße von materiellen Umgebungsbedingungen bestimmt sind – seien dies nun Nukleotide und Enzyme in den Zellen der Lebewesen oder Pergament- und Tintenstoffe bei der Herstellung von Abschriften.

Bereits seit etwa vier Jahrzehnten verweisen Philologen auf genetische Phänomene, wenn sie Verfahren der Textkritik erläutern. So bezog sich etwa der Benediktiner Dom J. Froger im Jahr 1968 auf ein von ihm als ‚genetisch‘ bezeichnetes Modell, mit dessen Hilfe er Textabweichungen im Überlieferungsprozess als ‚Mutationen‘ zu beschreiben versuchte.¹ – Wenn schon, so Dom Froger, die Genetik Abänderungen, wie sie im Rahmen der Textüberlieferung begegnen, als Modell biologischer Mutationsvorgänge heranzieht, warum sollte dann nicht umgekehrt auch die Philologie die Genetik als Modell bemühen, wenn es gilt, Umgestaltungen, die im Zuge handschriftlicher Kopiervorgänge erfolgen, zu erklären.² Jüngere Kooperationen von Philologen und Evolutionsbiologen, wie sie etwa in Großbritannien bei der Erforschung der Überlieferung von Chaucers *Canterbury Tales* und von Dantes *Monarchia* bestehen, folgen implizit dem von Dom Froger aufgestellten Postulat. So legte eine Cambridger Forschergruppe unter dem Schlagwort „Manuscript Evolution“ Aufsehen erregende Forschungsergebnisse einer transdisziplinären Zusammenarbeit vor, die in einschlägigen naturwissenschaftlichen Zeitschriften erschienen.³

¹ Vgl. Dom J. Froger: *La Critique des textes et son automatisation*. Paris 1968 (Initiation aux nouveautés de la science 7), S. 270f.

² Vgl. ebd., S. 271: „Puisque la génétique prend la transmission des textes et leur altération comme ‚modèle‘ pour clarifier les notions, pourquoi le philologue, inversement, ne se servirait-il pas de la génétique comme de ‚modèle‘ pour représenter, à l’image des mutations, les déformations héréditaires que subissent les textes au cours des copies successives?“

³ Vgl. Adrian C. Barbrook, Christopher J. Howe, Norman Blake u. Peter Robinson: *The Phylogeny of The Canterbury Tales*. In: *Nature* 394, No. 6696, August 27, 1998, S. 839; Christopher J. Howe, Adrian C. Barbrook, Matthew Spencer, Peter Robinson, Barbara Bordalejo u. Linne R. Mooney: *Manuscript Evolution*. In: *Trends in Genetics* 17, 2001, S. 147–152; Nachdruck in: *Endeavour* 25, 2001, No. 3, S. 121–126. – Vgl. auch: *The Evolution of Texts. Confronting Stemmatalogical and Genetical Methods*. Proceedings of the International Work-

Worum geht es bei diesen Forschungen? – Sie setzen bei der bekannten Tatsache an, dass die gesamte Erbinformation der Lebewesen in der so genannten Desoxyribonukleinsäure (abgekürzt als DNS) kodiert ist. Dabei handelt es sich um eine Aneinanderreihung von Nukleotiden, den Bausteinen der DNS. Diese Nukleotide bestehen aus vier Basen, die über eine Verbindung von Zucker und Phosphat verknüpft sind. Diese Basen heißen Adenin, Thymin, Guanin und Cytosin, abgekürzt: A, T, G und C. Die Abfolge dieser Basen im DNS-Strang legt den Bauplan des gesamten Organismus fest. Je zwei dieser Nukleotide sind komplementär zueinander angelegt, so dass sie paarweise – und nur paarweise – miteinander verbunden werden können: nämlich A und T, G und C. Ihre Anordnung erscheint als verdrehter Doppelstrang mit eleganter Drehung. Es handelt sich um die so genannte „Doppelhelix“, die 1953 von James Watson und Francis Crick im Wettlauf mit anderen Forschern als „Bauplan des Lebens“ entschlüsselt wurde.⁴

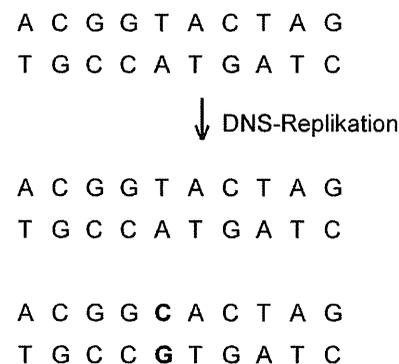


Abb. 1: DNS-Replikation und Nukleotidmutation (untere Reihe)

shop held in Louvain-la-Neuve on September 1–2, 2004. Hrsg. von Caroline Macé, Philippe Baret, Andrea Bozzi u. Laura Cignoni. Roma, Pisa 2006 (Linguistica Computazionale).

⁴ Vgl. [James] D. Watson, [Francis] H. C. Crick: Molecular Structure of Nucleic Acids. A Structure for Deoxyribose Nucleic Acid. In: Nature 171, No. 4356, April 25, 1953, S. 737f. Neuere Literatur in Auswahl: Gerhard Staguhn: Die Suche nach dem Bauplan des Lebens. Evolutionstheorien, Gentechnik, Gehirnforschung. München, Wien 2001, überarb. Ausgabe München 2005; Bruce Alberts, Dennis Bray, Karen Hopkin u. a.: Essential Cell Biology. 2. Aufl. New York, London 2004; dt. Übers.: Lehrbuch der molekularen Zellbiologie. 3. Aufl. Weinheim 2005; Neill A. Campbell u. Jane B. Reece: Biology. 8. Aufl. San Francisco, Calif. 2008; dt. Übers. hrsg. von Jürgen Markl: Biologie. 6. Aufl. München 2006; Michael Heethoff: Molekulare Evolution – Was uns die DNA über unseren Ursprung erzählt. In: Die Evolution des Lebendigen. Hrsg. von Oliver Betz u. Heinz-R. Köhler. Tübingen 2008, S. 39–56. – Die im Folgenden verwendeten Diagramme entstammen Vorträgen von Christopher Howe, Department of Biochemistry, University of Cambridge, dem ich für die freundliche Genehmigung, sein Material in angepasster Form zu verwenden, herzlich danke.

Wenn sich nun die Zellen im Wachstum teilen, wird die DNS kopiert; man nennt diesen Kopiervorgang Replikation (englisch: *replication*, vgl. Abb. 1). Jeder DNS-Strang dient dabei als Grundmuster für die Zusammensetzung des nächsten. Bei diesem Prozess entdrillt sich die Doppelhelix und verdoppelt sich, um die Erbinformation an die nächste Zellgeneration weiterzugeben. Dabei lagern sich an die wie bei einem Reißverschluss geöffneten Stränge die jeweils korrespondierenden Basen an, an A T, an G C. Nur gelegentlich, in etwa einem Milliardstel aller Verbindungen, kommt es zu Kopierfehlern, so genannten ‚Mutationen‘, etwa in der Weise, dass es anstelle einer T-A-Verbindung nach einem fehlerhaften G-Einbau im Zuge weiterer Teilungen zu einer G-C-Verbindung kommt (vgl. die untere abgewandelte Reihe in Abb. 1). Diese Fehler bleiben bei allen weiteren Kopiervorgängen der mutierten DNS erhalten.

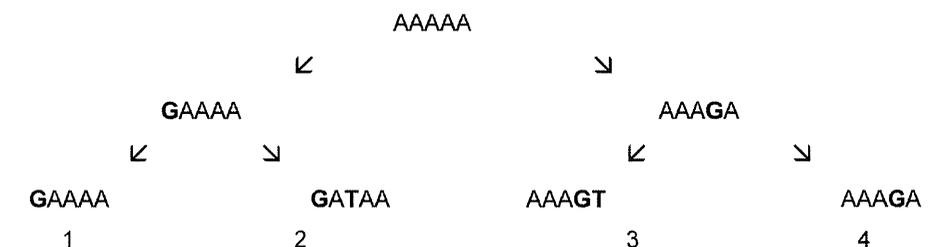


Abb. 2: Kopiervorgänge einer mutierten DNS

Bei der Verzweigung der Arten in der Evolution akkumulieren sich die Unterschiede in der Basenabfolge. Deshalb können gemeinsame Merkmale gleichwertiger Gene in einer Artengruppe zur Bestimmung von deren evolutionärer Verwandtschaft genutzt werden. So haben in Abb. 2 etwa Art 1 und 2 G in der 1. Position gemeinsam, während Art 3 und 4 dort beide A haben. Art 1 und 2 hingegen haben A in der 4. Position gemeinsam, während Art 3 und 4 dort beide G haben.

Die evolutionäre Entwicklung der Arten wird Phylogenese genannt. Im Rahmen phylogenetischer Untersuchungen wurden Baumdiagramme zur Visualisierung der Verzweigungen entwickelt.⁵ Diese Verzweigungen beruhen auf einer so

⁵ Vgl. z. B. Roger Lewin: Patterns in evolution. The new molecular view. New York 1997 (Scientific American Library Series 62); dt. Übers. von Ina Rasche: Die molekulare Uhr der Evolution. Gene und Stammbäume. Heidelberg, Berlin 1998 (Spektrum-Bibliothek); Roderic D. M. Page u. Edward C. Holmes: Molecular Evolution. A Phylogenetic Approach. Oxford 1998; Barry G. Hall: Phylogenetic trees made easy. A how-to manual for molecular biologists. Sunderland, Massachusetts 2001; Charles Semple u. Mike Steel: Phylogenetics. Oxford 2003, überarb. Nachdruck Oxford 2005 (Oxford Lecture Series in Mathematics and its Applications 24); Volker Knoop u. Kai Müller: Gene und Stammbäume – Ein Handbuch zur molekularen Phylogenetik. Heidelberg 2006.

genannten Distanzmatrix, in der die Anzahl der gemeinsamen und unterscheidenden Merkmale in den Sequenzpaaren der DNS-Stränge berechnet wird. Die zwischen den verschiedenen Sequenzpaaren bestehenden Distanzen lassen sich am Beispiel der Entfernungen zwischen Städten (in Meilen) illustrieren, wie sie häufig in Straßenatlanten zu finden sind.

	London	Liverpool	Manchester	Glasgow	Southampton
London	–	215	202	409	80
Liverpool		–	35	222	241
Manchester			–	219	228
Glasgow				–	435
Southampton					–

Abb. 3: Distanzmatrix britischer Städte

Abb. 3 zeigt eine Distanzmatrix britischer Städte. Aus dieser kann ein Baumdiagramm gewonnen werden, das in etwa den Umriss einer britischen Landkarte abbildet:

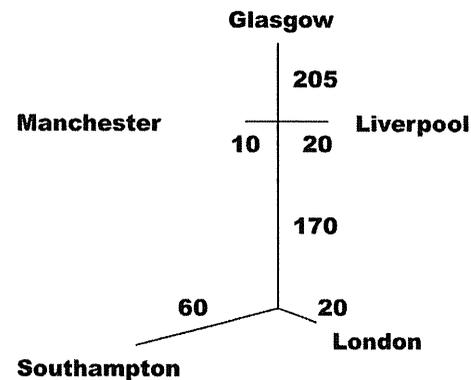


Abb. 4: Umsetzung der Distanzmatrix in ein Baumdiagramm

Nach demselben Prinzip funktionieren Baumdiagramme, die mithilfe von Computerprogrammen erstellt werden und in phylogenetischen Untersuchungen Anwendung finden: so genannte ‚Phylogramme‘. Diese Phylogramme stellen allerdings nicht zwangsläufig eine genealogische Abfolge dar, sondern helfen lediglich Gruppierungen bei der Verwandtschaft der Arten zu bestimmen.

Verwendet man anstelle von phylogenetischen Daten die Transkriptionen von Textzeugen eines handschriftlich überlieferten Textes, so lassen sich entspre-

chende Diagramme auch für eine Überlieferungstradition erstellen. Bei diesem Verfahren müssen zuvor dialektale Abweichungen in den einzelnen Textzeugen so sehr standardisiert werden, dass nur noch aussagerelevante Varianten übrig bleiben.

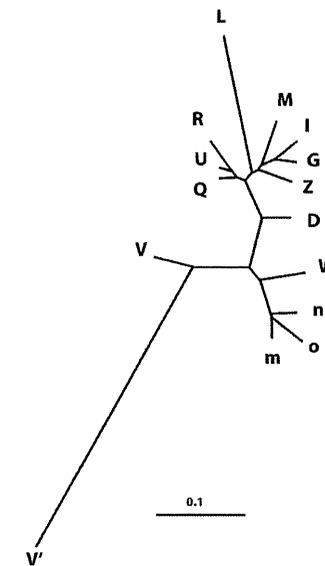


Abb. 5: Phylogramm zu Wolframs *Parzival*, Verse 793,17 bis 796,30

Abb. 5 zeigt ein solches Phylogramm für einen Abschnitt im letzten Buch des *Parzival*-Romans von Wolfram von Eschenbach (Verse 793,17 bis 796,30).⁶ Das Netzwerk, welches sich aus den einzelnen durch Siglen bezeichneten Handschriften ergibt, weist mehr oder weniger große Abstände und knotenartige Verzweigungen zwischen den einzelnen Textzeugen auf. Mit Hilfe dieser Visualisierungsform werden handschriftliche Gruppierungen innerhalb der Überlieferungstradition sichtbar. Diese Gruppierungen können helfen, Überlieferungsklassen oder ggf. auch Textfassungen zu bestimmen. Das vorliegende Diagramm lässt innerhalb der *Parzival*-Überlieferung beispielsweise die Klasse *D (mit Hs. D sowie den Untergruppen mnoWVV') sowie die Klasse *G (mit den Handschriftengruppen GILMZ und QRU) erkennen. Auf Einzelheiten dieser Konstellationen wird noch zurückzukommen sein (vgl. S. 285ff.).

⁶ Vgl. dazu ausführlicher Michael Stolz: Linking the variance. Unrooted trees and networks. In: Macé u. a. 2006 (Anm. 3), S. 193–213, bes. S. 200–206; ders.: Vernetzte Varianz. Mittelalterliche Schriftlichkeit im digitalen Medium. In: „System ohne General“. Schreibszenen im digitalen Zeitalter. Hrsg. von Davide Giuriato, Martin Stingelin u. Sandro Zanetti. München 2006 (Zur Genealogie des Schreibens 3), S. 217–244, bes. S. 228–239.

Vorerst bleibt festzuhalten, dass Gemeinsamkeiten zwischen phylogenetischen Entwicklungen und Texttraditionen bestehen, die es nahe legen, Methoden, die in molekularbiologischen und philologischen Kontexten entwickelt wurden, in die jeweils andere Disziplin zu transferieren. Dass die Molekularbiologie ihrerseits durchaus auf philologische Phänomene rekurriert, zeigt z. B. Spencer Wells, der aus naturwissenschaftlicher Perspektive den „copying process“⁷ bei der DNS-Replikation explizit im Rekurs auf handschriftliche Kopiervorgänge erklärt, wie die folgende deutsche Paraphrase verdeutlichen soll. Im Hinblick auf Enzyme, also Eiweißstoffe, die als Katalysatoren den Kopiervorgang der DNS bewerkstelligen, sagt Wells:

Man denke an Schreiber („monks“) in einem mittelalterlichen Skriptorium („monastery“), von denen jeder eine Seite aus einer riesigen illuminierten Handschrift kopiert – und diese Teile werden schließlich zu einem neuen Buch zusammengefügt. Selbst wenn die Schreiber noch so sorgfältig bei ihrer Arbeit vorgehen, werden sie gelegentlich Fehler machen – indem sie beispielsweise bei einem Wort den Buchstaben C anstelle von G schreiben. Die meisten dieser Fehler werden von der molekularen Entsprechung des Hauptschreibers („the abbot of the monastery“) abgefangen und verbessert: einer Gruppe von Enzymen nämlich, die bei der anzufertigenden Kopie aufmerksam Korrektur lesen. Aber den besten Absichten der Schreiber („monks“) zum Trotz gelangen Schreibfehler in das letzte, fertig gebundene Dokument. Mediengeschichtlich etwas schief, fügt Wells an, dass man solche Nachlässigkeiten in einem (modernen) Buch Druckfehler („typos“) nennen würde, während ihnen in der Genetik die Mutationen entsprechen. Diese, so Wells, begegnen pro Generation nur in geringer Zahl – nämlich (ohne gravierende äußere Einflüsse) mit etwa fünfzig Veränderungen auf eine Milliarde von Nukleotiden, aus denen das menschliche Genom besteht. Gleichwohl versehen diese Abweichungen die Evolution mit ihrem grundlegenden Baustein: der Variation.⁸

Es stellt sich nun an dieser Stelle selbstverständlich die Frage, ob es ausreicht, handschriftliche Kopiervorgänge mit Befunden der Genetik zu vergleichen, oder ob in Texttraditionen nicht weitere Aspekte ins Spiel kommen, die über mole-

⁷ Vgl. Spencer Wells: *Deep Ancestry. Inside the Genographic Project*. Washington, D. C. 2006, S. 15.

⁸ Ebd., S. 15f.: „There are millions of tiny little copying enzymes that do this work – think of them as monks in a medieval monastery, each copying a separate page of the world’s longest illuminated manuscript – and the pieces are assembled into a book at the end. Although they are very careful in their work, they occasionally make mistakes – substituting a C for a G in one word, for instance. Most of these mistakes are caught by the molecular equivalent of the abbot of the monastery, another set of enzymes that carefully proofread the document as it is being copied. Despite the best intentions of the monks, however, occasional spelling mistakes do make it into the final, bound document. In a book these mistakes are called typos. In genetics, the mistakes are called *mutations*. They occur at a low rate every generation – about 50 changes out of the billions of nucleotides that make up the human genome. These mutations provide evolution with its basic building block: variation.“

kularbiologische Prozesse hinausführen. Wo zeichnen sich bei der Wiedergabe einer Vorlage durch Schreiber Abweichungen, Widerstände und Widersprüche ab, die eine bloß mechanistische Aneignung übersteigen? Inwiefern ist das Widerschreiben (die *réécriture*)⁹ von Texten ‚materieller‘ Vorgang, inwiefern ist es Reproduktion und damit auch Produktion von Sinn? Es geht dabei nicht zuletzt um die Frage, ob die Materialität der (Ab-)Schrift nicht stets in unauflösbarer Spannung mit hermeneutischen Verfahren steht.

Einen Ansatz, dieser Problematik beizukommen, bietet der von Wolfgang Iser in die kulturwissenschaftliche Diskussion eingeführte Begriff der Emergenz.¹⁰ Iser versteht darunter das Produkt einer „Störung und Verarbeitung“¹¹ bei der ästhetischen Nachahmung (Mimesis), bei der es zu Interaktionen und Rückkopplungen zwischen nachgeahmtem Gegenstand und nachahmendem Diskurs, aber auch zwischen dem Diskurs selbst und dessen Diskursumwelt kommt. Ausdrücklich bezieht Iser in dieses Verhältnis der Interaktion auch Rückkopplungen zwischen der wahrnehmbaren, materialen Gegenständlichkeit eines (Kunst-)Objekts und den aus dieser Materialität erwachsenden symbolhaften Vorstellungsoperationen (Phantasmata) auf Seiten des Beobachters bzw. Rezipienten ein.

Als ein Beispiel für die Emergenz eines aus der physischen Gegenständlichkeit erwachsenden Phantasmas nennt Iser die Materialität von Leinwand und Farbe in einem Bild: Diese Gegenständlichkeit, so Iser, „wird unsichtbar, damit das, was keinen Gegenstandscharakter hat“, nämlich das aus Farben zusammengesetzte Bildsujet, in der Wahrnehmung des Betrachters „zur Sichtbarkeit gelangt“.¹² Auf diese Weise bringt die Emergenz des Bildsujets dessen materielle Basis „zum Verschwinden“;¹³ es kommt zur „Vernichtung“ der „Materialität des Bildes ... in der Vorstellbarkeit des Bildsujets“.¹⁴ Im Vorgang der Emergenz, so Iser in Anlehnung an Husserl, wird „das Phantasma zur Vergegenwärtigung eines Nicht-Erscheinenden im Erscheinenden“.¹⁵

⁹ Vgl. Daniel Poirion: *Écriture et Ré-écriture au Moyen Âge*. In: *Littérature* 41, 1981, S. 109–118; Martin Baisch: *Textkritik als Problem der Kulturwissenschaft*. Tristan-Lektüren. Berlin, New York 2006 (*Trends in Medieval Philology* 9), S. 24–32.

¹⁰ Vgl. Wolfgang Iser: *Mimesis* → → Emergenz. In: *Mimesis und Simulation*. Hrsg. von Andreas Kablitz u. Gerhard Neumann. Freiburg i. Br. 1998 (*Rombach Wissenschaften. Reihe Litterae* 52), S. 669–684.

¹¹ Ebd., S. 670.

¹² Ebd., S. 679.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd., S. 680.

¹⁵ Ebd., S. 679, nach Edmund Husserl: *Phantasie, Bildbewusstsein, Erinnerung. Zur Phänomenologie der anschaulichen Vergegenwärtigungen*. Texte aus dem Nachlass (1898–1925). Hrsg. von Eduard Marbach. Den Haag, Boston, London 1980 (*Husserliana. Edmund Husserl – Gesammelte Werke* 23), S. 31.

Wir brauchen nun nur ‚Leinwand und Farbe‘ durch ‚Pergament und Tinte‘, ‚Bildsujet‘ durch ‚Text‘, ‚Phantasma‘ durch ‚Imagination beim Lektüreprozess‘ zu ersetzen, um aus Iser's Ansatz den Kern einer Hermeneutik des handschriftlichen Kopiervorgangs zu gewinnen: Abschriften sind prinzipiell mimetische Vorgänge, die gegenüber einer Textvorlage mithilfe materieller Instrumente, nämlich Schreibstoff (Tinte) und Beschreibstoff (in der Regel Pergament oder Papier) vorgenommen werden. Der Schreiber muss dabei die Materialität seiner ebenfalls mit Beschreibstoff und Tinte hergestellten Vorlage interpretieren. Dabei kommt es zu Deutungsvorgängen eines aus der Materialität der Vorlage hervorgehenden, diese übersteigenden (emergierenden) Textes, der im Schreiber zu imaginären Projektionen führen kann. Das Ergebnis der auf diese Weise zustande kommenden Abschrift ist ein seinerseits in der Materialität von Beschreibstoff und Tinte befangener Text, der wiederum für imaginäre Projektionen bei der Wahrnehmung des Lesers der Abschrift offen steht. Die „Vergegenwärtigung eines Nicht-Erscheinenden im Erscheinenden“ (so Iser nach Husserl) setzt sich damit fort.

Grundlegend bei diesem Vorgang ist, dass die Materialität (von Leinwand und Farbe, von Beschreibstoff und Tinte) zum Schwinden gebracht werden muss, damit die Emergenz (des Bildsujets, des Textes) gelingen kann. Iser spricht in diesem Zusammenhang ausdrücklich von ‚Verschwinden‘,¹⁶ von ‚Vernichtung‘,¹⁷ ‚Zersetzen‘ oder ‚Denaturierung‘¹⁸ der materiellen Basis.

An diesem Punkt aber lässt sich wiederum ein Brückenschlag zu neueren Forschungen der Zellbiologie herstellen. So zeigt der französische Forscher Jean Claude Ameisen in verschiedenen Beiträgen mittels einer Natur- und Kulturwissenschaften übergreifenden Arbeitsmethode auf, dass sich in den Zellen der Lebewesen ein beständiger Wechsel von Leben und Tod abspielt.¹⁹ Erst das kontrollierte durch ein kompliziertes Zusammenwirken von Proteinen bewirkte Gleichgewicht von Absterben und Nachwachsen der Zellen garantiert ein Fortleben des Organismus.²⁰ Ameisen nennt diese durch einen schöpferischen Tod („mort créatrice“) zustande kommende Balance auch ‚Emergenz‘²¹ oder „Sculpture du Vivant“.²² Leben bedeutet demnach für die Lebewesen zu jedem Zeit-

¹⁶ Iser 1998 (Anm. 10), S. 679.

¹⁷ Ebd., S. 680.

¹⁸ Ebd., S. 670.

¹⁹ Vgl. bes. Jean Claude Ameisen: *La Sculpture du Vivant. Le Suicide cellulaire ou la Mort créatrice*. Paris 1999, aktualisierter Nachdruck Paris 2003 (Points sciences); ders.: *Les Leçons de la biologie. „Nous vivons dans l'oubli de nos métamorphoses ...“*. La mort et la sculpture du vivant. In: *Annales* 62, 2007, No. 6, S. 1251–1283 (= 29^e conférence Marc Bloch, Paris, École des Hautes Études en Sciences Sociales, 12 juin 2007).

²⁰ Vgl. Ameisen 2007 (Anm. 19), S. 1261–1264.

²¹ Zahlreiche Belege bei Ameisen 2007 (Anm. 19), z. B. S. 1254, 1257, 1259 (hier: „l'émergence de la forme“) u. ö.

²² Vgl. den Titel der Monographie: Ameisen 2003 (Anm. 19).

punkt bis zu einem gewissen Grad zu sterben und wieder geboren zu werden: „Être vivant, c'est être, à tout moment, pour partie en train de mourir et pour partie en train de renaître“.²³

Ameisen betont, dass das Absterben von Zellen im Körper dazu führe, dass die Spuren entfernter Vorfahren nach und nach aus dem Körper der Lebewesen verschwinden.²⁴ Im Zuge der genetischen Abschreibevorgänge löschen sich die materiellen Grundlagen der Vorlagen allmählich aus und führen stattdessen zur Emergenz einer kontrollierten Form von Dekonstruktion zwischen Leben und Tod. Ameisen nennt dies „l'émergence et l'évolution d'une forme contrôlée de déconstruction, inscrite au cœur même du vivant“.²⁵

Zur Illustration dieses Vorgangs verweist Ameisen auf literarische Texte. Er zitiert einen Vers des Surrealisten Paul Éluard: „Nous vivons dans l'oubli de nos métamorphoses“.²⁶ Und er erinnert an den Gesang der Sirenen in der griechischen Mythologie, daran, dass der Dichter Orpheus gegen die Tod bringende Wirkung des Sirenenengesangs mit Leben spendenden Melodien ansingt: „Le chant d'Orphée est un chant de vie qui, mêlé au chant de mort, s'y surimpose“.²⁷

Es ist an diesem Punkt angebracht, ein kurzes Zwischenfazit zu ziehen: Mit einem seit Dom Froger verfolgten Ansatz lässt sich sagen, dass es in der Zellbiologie wie in der Tradition von Texten zu Mutationen kommt, die Aussagen über die Verwandtschaft der Arten bzw. über jene der Textzeugen zulassen. Erst der Zugang von Wolfgang Iser, der die Emergenz als ein materielle Bedingungen übersteigendes Phänomen berücksichtigt, ermöglicht es, Abschriften als symbolhaltige Artefakte zu erfassen, in denen aus der materiellen Basis eine imaginäre Projektion entsteigt, welche die ihr vorausgehende materielle Grundlage nachgerade zum Verschwinden, zur Zersetzung bringt und welche an deren Stelle eine symbolhafte, auf Deutung angelegte Erscheinung evoziert. Dieser Prozess, bei dem die Emergenz ihre materielle Grundlage dekonstruiert, lässt sich seinerseits mit biologischen Vorgängen vergleichen, wie sie Jean Claude Ameisen beschreibt: Vorgängen, bei denen das Fortleben des Organismus durch ein beständiges Wechselspiel von Leben und Tod der Zellen bestimmt ist, durch ein „jeu avec la mort“,²⁸ das die Spuren der Vorfahren nach und nach auslöscht und an deren Stelle neues Leben setzt.

²³ Ameisen 2007 (Anm. 19), S. 1261. Ähnlich Ameisen 2003 (Anm. 19), S. 17.

²⁴ Vgl. Ameisen 2007 (Anm. 19), S. 1259: „La mort cellulaire fait disparaître, en nous, des vestiges de nos lointains ancêtres qui apparaissent initialement dans notre corps.“

²⁵ Ameisen 2007 (Anm. 19), S. 1282.

²⁶ Vgl. Ameisen 2003 (Anm. 19), S. 43, sowie Titel und Motto in Ameisen 2007 (Anm. 19), S. 1253f. (nach Paul Éluard, *Notre Mouvement*, Vers 1. In: *Le dur désir de durer* (1946). In: ders.: *Œuvres complètes*. Hrsg. von Marcelle Dumas u. Lucien Scheler. 2 Bde. Paris 1968, Bd. 2, S. 83).

²⁷ Ameisen 2007 (Anm. 19), S. 1270f. Ähnlich Ameisen 2003 (Anm. 19), S. 54.

²⁸ Ebd., S. 1282.

Ausgehend von diesen Vorüberlegungen soll nunmehr eine ausgewählte Stelle aus der Texttradition von Wolframs *Parzival* betrachtet werden:

*si riten vür sich drâte
und vunden des âbents spâte
Sigûnen an ir venje tôt.
dâ sach diu kûnegîn jâmers nôt.
Si brâchen zuo zir dar in.
Parcifâl durch die nifteln sîn
bat ûf wegen den sarkes stein.
Schîanatulander schein
unervûlet schône balsamvar.
man leite si nâhe zuo zim dar,
Diu magtuomlîche minne im gap
dô si lebte, und sluogen zuo daz grap. (804,21–805,2)²⁹*

Der zitierte Textabschnitt enthält jene Szene im letzten Buch des Versromans, in der Parzival, begleitet von seiner Gattin Condwiramurs, dem Sohn Loherangrin und den Templeisen, die in Gebetshaltung erstarrte Sigune tot auffindet und sie daraufhin neben ihrem vor langer Zeit verstorbenen Geliebten Schianatulander bestattet. Die Figur der Sigune ist kontrapunktisch zu jener des Protagonisten angelegt: Während Parzivals Aventureweg schließlich zum Gralkönigtum und damit ins Leben führt, endet das asketische Siechtum seiner unglücklichen Cousine im Tod. Mitschuldig am Rittertod Schianatunders stirbt Sigune nach einem schmerzvollen Leidensweg ihrem Geliebten hinterher.³⁰

Wenn man so will, könnte man im Gegensatz der Figuren von Sigune und Parzival denselben mythologischen Antagonismus entdecken, wie er zwischen den Sirenen und Orpheus besteht: Der Tod in Gestalt der Sirenen bzw. der Sigune wird durch ein Prinzip des Lebens – in Gestalt von Orpheus bzw. Parzival – überlagert. Hier wirkt also ein Prinzip, das jenem der „mort créatrice“,

²⁹ Der Text folgt der Handschrift St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. 857 (= Parzival-Handschrift D), gemäß den Vorarbeiten zu einer neuen Ausgabe nach Fassungen (Berner Parzival-Projekt); vgl. dazu vorab die Projektseite: <http://www.parzival.unibe.ch> → Editionsproben. Vgl. auch Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Studienausgabe. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann. Übersetzung von Peter Knecht. Mit Einführungen zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in Probleme der *Parzival*-Interpretation von Bernd Schirok. 2. Aufl. Berlin, New York 2003, S. 808f. Dazu den Kommentar in: Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Nach der Ausgabe Karl Lachmanns revidiert und kommentiert von Eberhard Nellmann. Übertragen von Dieter Kühn. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1994 (Bibliothek des Mittelalters 8,1/2; Bibliothek deutscher Klassiker 110), Bd. 2, S. 779.

³⁰ Vgl. stellvertretend für eine umfangreiche Forschungsliteratur: Joachim Bumke: Wolfram von Eschenbach. 8., völlig neu bearbeitete Aufl. Stuttgart, Weimar 2004 (Sammlung Metzler 36), S. 58, 120 u. ö.; Katharina Mertens Fleury: Leiden lesen. Bedeutungen von *compassio* um 1200 und die Poetik des Mit-Leidens im *Parzival* Wolframs von Eschenbach. Berlin, New York 2006 (Scriinium Friburgense 21), S. 150–168.

wie es Ameisen in den Wirkungsweisen der Zellbiologie ausmacht, analog ist. Aber diese auf der Handlungsebene des Textes bestehende Entsprechung ist nicht das eigentliche Ziel der folgenden Ausführungen. Vielmehr soll es darum gehen, Kopiervorgänge offen zu legen, wie sie sich in der Überlieferung des Textabschnitts abzeichnen.

Beispielhaft seien dabei Phänomene herausgegriffen, die innerhalb einer vermutlich im Elsass spätestens im 14. Jahrhundert entstandenen Textbearbeitung *m begegnen, welche in Redaktionen wie jenen des *Rappoltsteiner Parzival* (verfasst 1331–36 in Straßburg) und der Handschriften der Lauberwerkstätte (angefertigt um 1440/50 in Hagenau) fortwirkt.³¹ Dieser Bearbeitung sind zwei Textzeugen zuzuordnen, die den seltenen Fall einer direkten Abschrift darstellen dürften: Es handelt sich um die Pergamenthandschriften V und V': V ist der bereits erwähnte *Rappoltsteiner Parzival* von 1331–36 (heute Karlsruhe, Badische Landesbibliothek, Codex Donaueschingen 97), V' ist dessen mutmaßliche Abschrift, das gegen Mitte des 14. Jahrhunderts angefertigte Manuskript Rom, Biblioteca Casanatense, Cod. 1409.³²

Die Handschrift V' wurde bis in die jüngste Zeit als Abschrift des Textzeugen V eingeschätzt und kaum der Beachtung für wert befunden.³³ Gleichwohl zeich-

³¹ Vgl. zu dieser Textbearbeitung ausführlich Gabriel Viehhauser: *Die Parzival-Überlieferung am Ausgang des Manuskriptzeitalters*. Handschriften der Lauberwerkstatt und der Straßburger Druck. Berlin, New York 2009 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 55 [289]).

³² Vgl. dazu Peter Jörg Becker: *Handschriften und Frühdrucke mittelhochdeutscher Epen*. Eneide, Tristrant, Tristan, Erec, Iwein, Parzival, Willehalm, Jüngerer Titirel, Nibelungenlied und ihre Reproduktion und Rezeption im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Wiesbaden 1977, S. 87–91; Dorothee Wittmann-Klemm: *Studien zum Rappoltsteiner Parzival*, Göttingen 1977 (Göttinger Arbeiten zur Germanistik 224); Joachim Bumke: *Autor und Werk*. Beobachtungen und Überlegungen zur höfischen Epik (ausgehend von der Donaueschinger Parzivalhandschrift G⁶). In: *Philologie als Textwissenschaft*. Alte und neue Horizonte. Hrsg. von Helmut Tervooren u. Horst Wenzel. Berlin 1997 (Zeitschrift für deutsche Philologie 116, Sonderheft), S. 87–114; Doris Oltrogge u. Martin J. Schubert: *Von der Reflektographie zur Literaturwissenschaft*. Varianzen im *Rappoltsteiner Parzival*. In: *Wolfram von Eschenbach – Bilanzen und Perspektiven*. Eichstätter Kolloquium 2000. Hrsg. von Wolfgang Haubrichs, Eckart C. Lutz u. Klaus Ridder. Berlin 2002 (Wolfram-Studien 17), S. 347–376. Speziell zur Handschrift Rom, Biblioteca Casanatense, Cod. 1409 Matthias Müller: *Der welsch parcefall, perment, reimen, bretter, braun leder*. Zum *Rappoltsteiner Parzival* aus der Bibliotheca Palatina. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 136, 2007, S. 307–311. Zum Siglensystem Joachim Heinze: *Klassiker-Edition heute*. In: *Methoden und Probleme der Edition mittelalterlicher deutscher Texte*. Bamberger Fachtagung 26.–29. Juni 1991. Plenumsreferate. Hrsg. von Rolf Bergmann, Kurt Gärtner u. a. Tübingen 1993 (Beihefte zu editio 4), S. 50–62, bes. S. 62, sowie die Projektseite: <http://www.parzival.unibe.ch> → Handschriftenverzeichnis.

³³ Vgl. z. B. Nigel F. Palmer: *Zum Liverpooleser Fragment von Wolframs Parzival*. In: *Studien zu Wolfram von Eschenbach*. Festschrift für Werner Schröder zum 75. Geburtstag. Hrsg. von Kurt Gärtner u. Joachim Heinze. Tübingen 1989, S. 151–181, hier S. 156, Anm. 14.

net sie sich innerhalb der *Parzival*-Überlieferung durch eine hochgradige Varianz aus: Zusammen mit Handschrift V enthält sie Zusätze, die gegenüber der gesamten Texttradition einschließlich der Fassung *m bestehen.³⁴ Da sowohl V als auch V' die Übersetzungen altfranzösischer *Conte du Graal*-Fortsetzungen in den Text von Wolframs *Parzival* integrieren,³⁵ begleitet hier König Artus den Protagonisten, als dieser bei seinem abschließenden Besuch auf der Gralburg die Mitleidsfrage stellt. Diese narrative Sonderstellung macht zahlreiche Eingriffe in den Text nötig. V' nun weist gegenüber V trotz dieser Zusätze eine Vielzahl von Kürzungen auf, die an den Schaltstellen jeweils sorgsam verfügt werden. Diese Kürzungen bedingen, dass Handschrift V' in dem Phylogramm von Abb. 5 mit Handschrift V einen gemeinsamen Knoten teilt, sich danach aber weit von Handschrift V distanziert. Leider überliefert V' nur die ins Deutsche übertragenen *Conte du Graal*-Fortsetzungen sowie die beiden abschließenden Bücher XV und XVI von Wolframs *Parzival*. Alle anderen Teile der Dichtung wurden in diesem Manuskript entweder gar nie behandelt oder aber sie waren in einem gesonderten Band enthalten, der verloren ging.

Welche Indizien gibt es nun dafür, dass V' eine Abschrift von V darstellt? In beiden Handschriften wird der vor Buch XV von Wolframs *Parzival* erfolgende Einschub der *Conte du Graal*-Fortsetzungen jeweils durch identische lyrische Texte eröffnet, deren Layout sehr ähnlich gehalten ist. Am Beginn steht jeweils eine W-Initiale, die eine Strophe Walthers von der Vogelweide einleitet und die in Handschrift V (Bl. 115^v) als belebte Initiale aufwendiger gestaltet ist als in Handschrift V' (Bl. 1^r).³⁶ Hier deutet sich an, dass Handschrift V' als vereinfachtes und kondensiertes ikonisches Abbild von Handschrift V konzipiert ist. Diese Beobachtung mag freilich noch kein hinreichendes Argument für eine Abschrift

³⁴ Vgl. dazu auch Michael Stolz: Texte des Mittelalters im Zeitalter der elektronischen Reproduzierbarkeit. Erfahrungen und Perspektiven. In: Deutsche Texte des Mittelalters zwischen Handschriftennähe und Rekonstruktion. Berliner Fachtagung 1.–3. April 2004. Hrsg. von Martin J. Schubert. Tübingen 2005 (Beihefte zu editio 23), S. 143–158, bes. S. 153–157; ders.: Autor – Schreiber – Editor. Versuch einer Feldvermessung. In: editio 19, 2005, S. 23–42, bes. S. 33–40. Fassung *m wird in diesen Beiträgen noch als „*V“ bezeichnet.

³⁵ Für Handschrift V dokumentiert in der Ausgabe: Parzival von Claus Wisse und Philipp Colin (1331–1336). Eine Ergänzung der Dichtung Wolframs von Eschenbach. Zum ersten Male hrsg. von Karl Schorbach. Straßburg, London 1888 (Elsässische Literaturdenkmäler aus dem XIV.–XVII. Jahrhundert 5).

³⁶ Vgl. die Abbildungen in: Walther von der Vogelweide. Die gesamte Überlieferung der Texte und Melodien. Abbildungen, Materialien, Melodietranskriptionen. Hrsg. von Horst Brunner, Ulrich Müller u. Franz Viktor Spechtler. Mit Beiträgen von Helmut Lomnitzer und Hans-Dieter Mück. Geleitwort von Hugo Kuhn. Göppingen 1977 (Litterae 7), S. 248f. Es handelt sich um die Strophe La 93,7 (*Waz sol ein man, der niht engert ...*), in der Textfassung der Handschrift V (= Walther-Handschrift i) abgedruckt in: Walther von der Vogelweide. Leich, Lieder, Sangsprüche. 14., völlig neubearb. Auflage der Ausgabe Karl Lachmanns mit Beiträgen von Thomas Bein und Horst Brunner. Hrsg. von Christoph Cormeau. Berlin, New York 1996, S. 203.

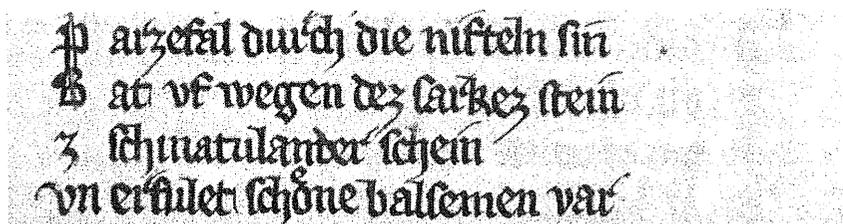
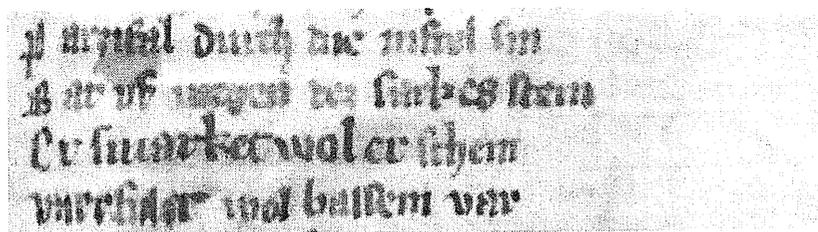
sein. Deutlicher zeigt sich die Abhängigkeit in einem gesonderten Epilog, mit welchem beide Handschriften den *Parzival*-Text beschließen: Hier nennt sich der für die Redaktion verantwortliche Straßburger Philipp Colin.³⁷ In Handschrift V, die im nächsten Umfeld des Redaktors angefertigt wurde, ist der Name durch eine P-Initiale eingeleitet (Bl. 320^{rb}). Hingegen unterbleibt diese Markierung in der wohl abseits des Straßburger Milieus entstandenen Handschrift V' (Bl. 181^{va}). Schließlich gibt es dialektale Indizien: Handschrift V' tendiert dazu, die stark elsässisch eingefärbte Mundart von Handschrift V zu standardisieren, fällt dabei aber wiederholt in das Elsässische von Handschrift V zurück.³⁸ Dies zeigt sich beispielsweise am Beginn des ausgewählten Abschnitts: Während Handschrift V' (Bl. 178^{ra}) in Vers 804,21 die standardisierte Form *drate* („schnell“, „eilig“) gegenüber dem elsässischen *trote* von Handschrift V (Bl. 313^{va}) aufweist, teilt sie im folgenden Vers mit Handschrift V die elsässischen Formen *obendes spote* („spät abends“; vgl. zu V' Abb. 8). In der Summe legen es Indizien dieser Art tatsächlich nahe, dass Handschrift V' aus Handschrift V abgeschrieben ist.

Es gilt nunmehr abschließend auf eine Stelle hinzuweisen, die verdeutlicht, wie die Mutationen in einem Abschreibevorgang zustande gekommen sein können. Dabei wird sich zugleich zeigen, dass der Kopierprozess mit Emergenzen einhergeht, welche die materielle Basis der Vorlage regelrecht auslöschen. Die betroffene Stelle befindet sich in den Versen 804,28f. In ihrem Kontext wird jener Moment beschrieben, als Parzival seine Cousine, die in ihrer Klausur beim Gebet verstorben ist, neben dem Grab Schianatulanders auffindet. Parzival lässt daraufhin den steinernen Sargdeckel heben, um Sigune zu ihrem toten Geliebten zu betten. Schianatulanders Leichnam jedoch zeigt keine Spuren von Verwesung: er „erscheint“, so Handschrift V (Bl. 313^{va}), *vnerfulet schöne balsemen var*.³⁹

³⁷ Vgl. Parzival von Claus Wisse und Philipp Colin, hg. von Schorbach 1888 (Anm. 35), Sp. 857, Z. 21: *Pfilippe Colin der goltsmit*. Zur Bezeichnung als Goldschmied Bumke 1997 (Anm. 32), S. 88, Anm. 2.

³⁸ Vgl. bereits Parzival von Claus Wisse und Philipp Colin, hg. von Schorbach 1888 (Anm. 35), Vorwort S. XVIII: „Der elsässische Dialekt der Vorlage wurde in der Copie bis auf geringe Spuren verwischt.“

³⁹ Die fäulnishemmende Wirkung des Balsams wird in Wolframs *Willehalm* ausführlicher beschrieben. Vgl. Wolfram von Eschenbach: *Willehalm*. Nach der Handschrift 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen. Mittelhochdeutscher Text, Übersetzung, Kommentar. Hrsg. von Joachim Heinzle. Mit den Miniaturen aus der Wolfenbütteler Handschrift und einem Aufsatz von Peter und Dorothea Diemer. Frankfurt a. M. 1991 (Bibliothek des Mittelalters 9; Bibliothek deutscher Klassiker 69), Verse 451,25–30, S. 760–762. Dazu den Kommentar in der *Parzival*-Ausgabe von Nellmann 1994 (Anm. 29), S. 779. – Wie die auf der Projektseite (<http://www.parzival.unibe.ch>) einsehbare Transkription mittels Einfärbungen deutlich macht, hat ein Korrektor die Textstelle in Handschrift V manipuliert. Von der ursprünglichen – dort grau markierten Form – sind nurmehr die Morpheme *fulet* lesbar. Bei der korrigierten – türkis eingefärbten – Form stehen die beiden Präfixe *vn* und *er* auf Rasur, was durch graue Unterlegung angezeigt wird.

Abb. 6: Parzival-Verse 804,26–29 in Handschrift V, Bl. 313^{va}Abb. 7: Parzival-Verse 804,26–29 in Handschrift V', Bl. 178^{ra}

Handschrift V' (Bl. 178^{ra}) übernimmt diesen Vers, ändert dabei aber das Adverb *schöne* zu *wol*. Dasselbe Adverb begegnet in Handschrift V' auch im vorausgehenden Vers, bei dem der Schreiber den Wortlaut von Handschrift V maßgeblich verändert hat. Anstelle der Subjekt-Prädikat-Fügung von Handschrift V (*Zschinatulander schein*) bietet Handschrift V' den Wortlaut: *Er smacket wol er schein*.⁴⁰ Die Verse 804,28f. besagen also in Handschrift V': ‚Er duftete köstlich, er schimmerte ohne Fäulnis und balsamfarben‘.

Was ist hier geschehen? Der Schreiber von V' wusste offensichtlich mit dem an dieser Textstelle unvermittelt genannten Namen *Zschinatulander* nichts anzufangen. Der Name begegnet in Wolframs *Parzival* noch an drei weiteren Stellen, dies jedoch in den weit entfernten Passagen der Bücher III und IX (138,21; 435,19; 440,18 – hier jeweils versfüllend).⁴¹ Möglicherweise ist die durch den Schreiber im vorliegenden Vers ausgeführte Änderung ein Indiz dafür, dass er die anderen *Parzival*-Bücher nicht kannte und diese gar nie abgeschrieben hatte.

Betrachtet man die Schriftzüge der beiden Verse in Handschrift V und V' genauer, so fällt Folgendes auf: Handschrift V setzt dem Namen an dieser Stelle – und nur an dieser Stelle⁴² – den Versal Z voran: aus dem einleitenden palatalen

⁴⁰ In der Transkription der Projektseite (<http://www.parzival.unibe.ch>) zeigt die grüne Einfärbung an, dass es sich um eine Schreiberkorrektur handelt; die graue Unterlegung verweist auf eine Rasur.

⁴¹ Vgl. in Handschrift V, Vers 138,21: *Schinoten de lalander* (Bl. 24^{rb}, die Namensteile *de lalander* sind das Resultat einer Schreiberkorrektur); Vers 435,19: *Schinhatulander* (Bl. 69^{va}); Vers 440,18: *Schinatulander* (Bl. 70^{rb}, ebenfalls mit Spuren einer Schreiberkorrektur).

⁴² Vgl. Anm. 41.

Frikativ *sch* wird damit die Affrikata *zsch*, der Name begegnet in der Form *Zschinatulander*. Der Schreiber von Handschrift V' jedoch dürfte das einleitende Z als eine Abkürzung für *er* interpretiert haben; jedenfalls leitet er seinen Vers durch das entsprechende Personalpronomen *er* ein. Aus dem Namen selbst konstruiert er die Verb-Adverb-Verbindung *smacket wol*, ergänzt durch ein weiteres, hier mit den beiden Schlussbuchstaben des Namens identisches Personalpronomen *er*, das dann zu dem in Handschrift V' folgenden Verb *schein* gehört (‚er schien, erschien, schimmerte‘).

Unterzieht man die Schriftzüge in beiden Textzeugen einem genauen Vergleich, gewinnt man den Eindruck, dass die Buchstabenfolge *schinat* der Handschrift V durch den Schreiber von Handschrift V' als *schmac* gelesen wurde. Daraus scheint er sein Verbum *smacket* gewonnen zu haben. Den *a*-Schaf und die Buchstabenfolge *-nd-* in den beiden Schlusssilben des Namens *Zschinatulander* könnte er als *w-o-l*-Ligatur interpretiert haben, was zu dem Adverb *wol* führte, das der Schreiber zudem im folgenden Vers gegen die Vorlage V und die gesamte dokumentierbare *Parzival*-Überlieferung eingefügt hat.

Ganz offensichtlich war der Schreiber bei seiner Lesung unsicher. Davon zeugt die Tatsache, dass der Großteil des Verses mit Ausnahme des Verbums *schein* auf Rasur steht. Weitere Textmanipulationen prägen auch das Umfeld der Zeile (vgl. Abb. 8):

In Vers 805,1 ist – entgegen der mutmaßlichen Vorlage V und entgegen der gesamten Texttradition – das Personalpronomen *sy* eingefügt (*Die magetumliche minne* [übersetzt: *sy*] *ime gap*). In Vers 805,10 begegnet die in der *Parzival*-Forschung nach wie vor rätselhafte Quelleninstanz Kyot, hier mit der Umschreibung *der Provenzâl*.⁴³ Der Schreiber von V' ergänzt diesen Verweis durch das Personalpronomen *ich* und schreibt: *Ob der* (Rasur) *prouenzal die worheit* (übersetzt: *ich*) *laz*. Eine in Handschrift V im Gegensatz zur sonstigen *Parzival*-Überlieferung nach Vers 805,2 eingefügte Überschrift (*Hie kvmmet künig Parzefal mit Sineme wibe kvndewiramurs Vnd mit sineme svnne Lohelangrin Zÿme grole*) wird in Handschrift V' drastisch gekürzt. Es entfallen die in Handschrift V genannten Namen von Condwiramurs und Loherangrin, so dass der Rumpfbestand lautet: *Hie kvmet parzifal mit siner frouwen zv dem gral*.

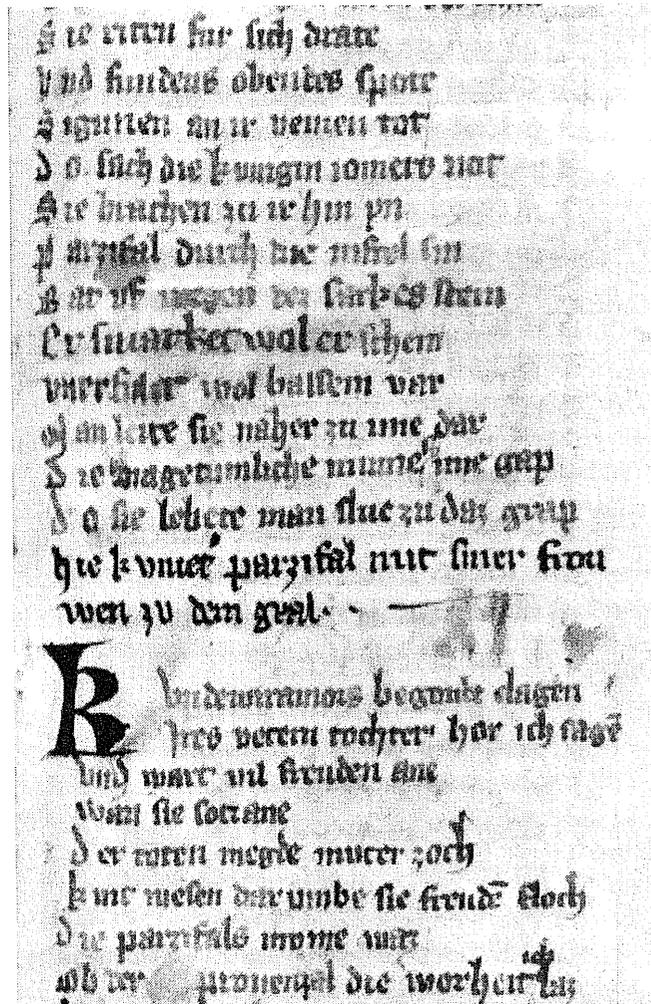
Diese in Handschrift V' offenkundige Tendenz zur Tilgung von Namen trifft sich mit der Arbeit des Schreibers an Vers 804,28, welcher der Name Schianatulanders zum Opfer fällt. Auffällig ist dabei, dass eine in der Bildreproduktion leider nicht sichtbare Griffelglosse genau diesen Namen wieder herzustellen versucht. In der Autopsie lassen sich die Silben ...*atulander* erkennen.⁴⁴ Hier

⁴³ *Ob der Provenzâl die wârheit las*. – Vgl. zur Stelle den Kommentar in der *Parzival*-Ausgabe von Nellmann 1994 (Anm. 29), S. 779.

⁴⁴ Berücksichtigt in der Transkription der Projektseite (<http://www.parzival.unibe.ch>). – Ich danke der Bibliotheksleitung, insbesondere Frau Dr. Ceccopieri, für die Möglichkeit der Autopsie im Januar 2005.

werden mimetische Rückkoppelungen an den Ausgangstext greifbar, wie sie Wolfgang Iser im Rahmen seiner Emergenz-Theorie beschrieben hat. Der Glossator weist auf einen Ausgangstext zurück, der ihm vermutlich sogar in Gestalt der Handschrift V vorgelegen hat.

804,21



805,1

805,10

Abb. 8: Parzival-Verse 804,21–805,10 in Handschrift V', Bl. 178^{ra}

Das Beispiel zeigt, in welchem Maße Abschreibevorgänge („copying processes“) von Mutationen geprägt sein können. Die Materialität des in Handschrift V mit Tinte auf Pergament aufgetragenen Namens *Zschinatulander* emergiert unter den Händen des Schreibers von Handschrift V' zu einem Phantasma, einer imaginären Projektion mit nachgerade olfaktorischen Qualitäten. Der Duft, den der

Leichnam von Sigunes Geliebtem verströmt, lässt sich dabei rückbinden an den Diskurs der höfischen Epik des frühen 13. Jahrhunderts. Zu erinnern wäre an Wolframs *Willehalm*, in dem geschildert wird, wie von gefallenem Rittern auf christlicher wie auf heidnischer Seite ein betörender Geruch ausgeht.⁴⁵ Im Zuge des Abschreibevorgangs tilgt, ja vernichtet der Schreiber von Handschrift V' den Namen Schianatulanders und setzt an dessen Stelle die Evokation des nach Balsam duftenden Leichnams. Wie im Mikroorganismus der Zellen entsteht aus der partiellen Abtötung (hier der Elimination des Namens Schianatulander) neues Leben, das den Vorfahren, hier eine vorgängige Textstufe, vergessen zu machen sucht.

Und wer möchte, mag die Anteile des Absterbens („être ... pour partie en train de mourir“) und die Anteile der Wiedergeburt („être ... pour partie en train de renaître“)⁴⁶ nicht nur auf der materiellen Ebene der Abschrift, sondern auch im emergierenden Phantasma des durch den Schreiber von Handschrift V' geschaffenen und von einem Glossator überdies restaurierten Textes finden:

Er smacket wol er schein – ...atulander
 Vnerfulet wol balsem var
 (Vers 804,28f. in Handschrift V', Bl. 178^{ra})

Es hat den Anschein, als beschreibe der vorliegende Textausschnitt aus Handschrift V' die Bedingungen der Möglichkeit seiner eigenen Genese aus einem schöpferischen Tod („mort créatrice“). In dieser Eigenart dürfte denn auch die besondere Emergenzqualität der betrachteten Verse begründet sein.⁴⁷

⁴⁵ Vgl. Wolfram von Eschenbach, *Willehalm*, hg. von Heinzle 1991 (Anm. 39): Duft von Aloe beim toten Vivianz (69,12–15; S. 124); Zucker beim toten Tesereiz (88,2–11; S. 156).

⁴⁶ Vgl. oben Anm. 23.

⁴⁷ Ich danke Bernadette Stolz, B. A., sowie meinen Mitarbeitern Oliver Batista-Borjas M. A., Dr. des. Simone Häberli, Dr. Robert Schöller und Dr. Gabriel Viehhauser für Anregungen und die Durchsicht des Typoskripts.